

erfordern. Eine schnelle Kapitulation von Belastungen verhindert die Erfahrung durchstandener Schwierigkeiten und damit die Möglichkeit menschlicher Reifung.

Für viele Glaubende hat sich in Belastungssituationen die Verheißung als wahr erwiesen: „Gott legt mir eine Last auf, aber er hilft mir auch“ (Ps 60, 20 f.). Das Leben eines Menschen ist immer zumutbar. Der Alltag mit einem behinderten Kind wird anders, aber keines-

wegs ärmer. Sind die Frau oder die Familie nach der Geburt mit dem kranken Kind überfordert, solche Fälle gibt es, dann muß die Gesellschaft bzw. der Staat die Last erleichtern oder abnehmen, z. B. durch Pflegehilfe oder Heimunterbringung. Die Gesichtspunkte von Zumutbarkeit und Erträglichkeit von Belastungen können niemals eine Legitimation dafür sein, die Würde eines anderen Menschen nicht oder nicht mehr länger zu akzeptieren. J. R.

Kultur: Deutsche Bischöfe laden zum Gespräch über Kunst

Begegnungen von Kirchenleuten mit Künstlern gehören weiterhin zu den eher seltenen Ereignissen (vgl. HK, November 1998, 558 ff.). Untätigkeit kann man der Deutschen Bischofskonferenz allerdings nicht vorwerfen: Vom 17. bis zum 18. März fand in Bad Honnef das Vierte Kunstgespräch statt, diesmal über das Thema Bilderverbot.

„Du sollst Dir kein Bildnis machen.“ Dieser Mahnung zum Trotz ist die Geschichte der katholischen Kirche auch und gerade eine Geschichte der Bilder. Ein Verstoß gegen die Zehn Gebote? Welche Wirkungsgeschichte hat dieses Verbot in Theologie und Philosophie, Kultur und Kunst gehabt? Kann man von Gott bildnerfrei sprechen? Wie kann und soll die Kirche auf die heutige Bilderflut reagieren?

Die Liste der Fragen war lang, als sich Mitte März in Bad Honnef bildende Künstler und Kirchenleute, Ausstellungsmacher und Leiter von Diözesanmuseen, Kunsthistoriker und Theologen trafen, um auf Einladung der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken über die *Relevanz des Bilderverbots* für das heutige Christentum zu diskutieren.

Die Initiative, den Kontakt mit bildenden Künstlern, Musikern und Literaten zu suchen, ist keinesfalls neu: Nach Zu-

sammenkünften in Berlin und Kopenhagen und zuletzt in Telgte mit Schriftstellern fand jetzt bereits zum vierten Mal ein solches Kunstgespräch statt, an dem neben einem halben Dutzend deutscher Bischöfe auch Erzbischof *Francesco Marchisano*, Präsident der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche, teilnahm.

Ein selbstgemachter Gott ist kein Gott

Im Kern geht es diesen Kunstgesprächen darum, so *Eckhard Nordhofen*, Leiter der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz und verantwortlich für das Konzept des Symposions, angesichts der Übermacht der Begriffs- und Ideengeschichte die *ästhetische Perspektive* in der Theologie und der christlichen Kulturbetrachtung stärker zu berücksichtigen. Die Geistesgeschichte sei immer schon eine „Kon-

kurrenzgeschichte“ zwischen Bild und Text gewesen.

Vor diesem Hintergrund liege die spezifische Bedeutung des Bilderverbots als einer Frucht der frühjüdischen Aufklärung darin, auf die Gefahren derjenigen Kunst aufmerksam zu machen, die die Wirklichkeit nachahmend abzubilden versucht. Ein selbstgemachter Gott sei aber kein Gott, Gottes Gegenwart könne immer nur eine „Anwesenheit in der Verhüllung“ sein, wie sie selbst bei der Offenbarung des Gottesnamens in der Exoduserzählung bezeugt wird. Diese je neu auszutarierende Spannung zwischen *Anwesenheit* und *Entzogenheit* war es denn auch, die den Vorträgen, die das biblische Bilderverbot in ganz unterschiedlicher Weise aufgriffen, ihre Dynamik verlieh. Die lebhaften Diskussionen verliefen entlang der Grenzziehung zwischen Bilderskepsis und einem wenn auch nicht unkritischen, so doch fundamentalen Zutrauen zu den Bildern.

Am entschiedensten für einen unvoreingenommenen Umgang mit den Bildern plädierte der Grazer Fundamentaltheologe *Gerhard Larcher* in seinen Überlegungen zu den Wechselbezügen zwischen Tradition und Modernität im Verhältnis von Kunst und Kirche. Mit dem Hinweis auf Hans Urs von Balthasars ästhetisch akzentuierter Interpretation des Heilsdramas wies Larcher auf den „symbolischen Selbstaussdruck“ der Offenbarung und die bildhaft verfaßte Glaubensbezeugung hin. Von diesem Bildpotential der religiösen Zeugnissprache dürfe man nicht ohne weiteres abstrahieren.

Darüber hinaus sei die Rede von Gott heute nur im Kontext einer *Hermeneutik der Kultur* möglich, zu der die zeitdiagnostisch wertvolle moderne Kunst mit allen ihren Gattungen wesentlich gehöre: Ein „rein historisierender Biblizismus, ein philosophisch-theologischer Dogmatismus oder ein sozialmoralischer Verpflichtungszusammenhang“ sind nach Larcher nicht hinreichend, um Gotteserfahrung in der modernen Welt vollständig zur Sprache zu bringen. Angesichts der

drohenden „Exkulturation“ des Christentums forderte Larcher Mut zu einer wirklichen Inkulturation, die sich von der Überzeugung getragen weiß, daß sich auch in der heutigen Kultur „logoi spermatikoi“ des Geistes Gottes finden lassen.

Anschauliche Belege für die These, daß der Glaube sich vermittels Bildern Ausdruck zu verschaffen sucht, lieferte *Thomas Sternberg*, Direktor der katholischen Akademie des Bistums Münster, in einem Diavortrag ausgehend von der Frage „Bilderverbot für Gott den Vater?“ Zwar heißt es schon bei Thomas von Aquin – der Johannes Damascenus, den Vordenker des bildtheologisch entscheidenden zweiten Konzils von Nicäa (787), zitiert –, daß es der „Gipfel der Dummheit und der Gottlosigkeit“ sei, das Göttliche darstellen zu wollen. Bereits früher hatte das Christentum die antiken Religionen als „Bildreligionen“ beschimpft und bekämpft. Die Geschichte der Darstellungen der ersten göttlichen Person zeigt jedoch, wie der Wunsch nach Bildern offenkundig immer drängender wurde, und die Einsicht, daß Gott nur mit Vergleichen angezielt werden kann, zunehmend zu schwinden drohte.

Noch Augustinus beispielsweise lehnte das Dreieck als bildlichen Verweis auf die Trinität ab, gleichwohl finden sich in den frühen symbolischen Trinitätsdarstellungen Hand und Taube als Zeichen für Gott. Ein weiterer Versuch der ikonographischen Lösung des Dilemmas waren, wie Sternberg aufzeigte, die christomorphen Vaterdarstellungen mit Berufung auf das Theologumenon der *Inkarnation*. Die Ausbildung eines eigenen Vaterbildes geschah freilich in einem zweiten Schritt: Später mit Zitaten aus der Danielapokalypse begründet, entwickelte sich im vierzehnten Jahrhundert eine Altersdifferenzierung. Gottvater allerdings alterte erst im fünfzehnten Jahrhundert zum Hochbetagten – bis die Künstler schließlich mit Darstellungen von einem „lieblich-niedlichen Alten“ gegen die Vorstellung eines strengen Richters aufbegehrten.

Ob calvinistische Reformation, Cajetan oder der Catechismus Romanus: Zwar gab es weiterhin theologische Einsprüche gegen eine unangemessene Verdinglichung der Trinität. Aber die Kunst siegte schließlich über die Fixierungen der Lehre. Höhepunkt, wenn auch nicht ästhetisch, war die Nazarenerkunst, deren Bilder bis weit in das zwanzigste Jahrhundert die Vorstellungen von Gott bestimmten.

Moderne Kunst als künstlerische Verarbeitung des Bilderverbots

Hätte die Diskrepanz größer sein können? Im sich anschließenden Werkstattgespräch mit einem der anwesenden Maler stellte *Raimer Jochims*, ehemals Rektor der Städelschule in Frankfurt, einige mitgebrachte Exponate vor und plädierte angesichts der „sozialen Kälte“ in der Gesellschaft für die Dynamik der Farbe.

Ließen sich an Jochims „Vierteiler“ noch das christliche Symbol des Kreuzes als Zitat erkennen, so war es auf dem Symposium die Leistung von *Gottfried Boehm*, Professor für Neue Kunstgeschichte in Basel, anhand von *Barnett Newmans* „Vir heroicus sublimis“ aufgezeigt zu haben, wie Kunst radikal gegenstandslos sein kann und zugleich zum Transzendieren und der Reflexion auf dieses Transzendieren sowie die Transzendenz selbst anzuregen vermag. Anhand dieses konkreten Kunstwerks beantwortete Boehm die Frage, wie moderne Bilder, die vielfach als eine künstlerische Verarbeitung und damit eine säkularisierte Version des Bilderverbots verstanden werden können, „funktionieren“, wie sich in ihnen Sinn manifestiert.

Mit Hilfe anderer Bilder, in deren Tradition sich das Werk versteht, zeigte er auf, daß sich dieses Werk des amerikanischen Künstlers der Nachkriegszeit gerade nicht als selbstreferentiell und ausschließlich formales Spiel begreift, sondern vielmehr – nicht ohne bilderstürmenden Impetus – mit der Kunst von vorn anfangen möchte. Vermittels

einer Erfahrung der Disproportion – aufgrund der Größe des Bildes – komme es, so Boehm, zur Selbstbegegnung des Betrachters außerhalb des Bildes durch das Bild. Boehm identifizierte hier die nicht zuletzt von Kant beschriebenen Erfahrungen des erstauenden und zugleich erschütternden *Erhabenen*, das sich im nächsten Augenblick wieder entzieht. Eine solche Erfahrung sei die Gelegenheit zur „Reinigung“, die ihren Ort immerhin im Vorraum der Kirche habe.

Bischof *Karl Lehmann* (Mainz), auch in Sachen Kunst Wortführer der eher zurückhaltenden Bischöfe, vermutete an dieser Stelle eine „Flucht vor der Konkretion“ und sprach sich grundsätzlich für die Notwendigkeit einer entschiedeneren Exegese der Zeichen des bereits ergangenen Heils aus. Weder der Münsteraner Philosoph *Willi Oelmüller* noch *Reinhard Hoeps*, Professor für Systematische Theologie in Münster und Leiter der dortigen Arbeitsstelle für christliche Bildtheorie, theologische Ästhetik und Bilddidaktik, konnten und wollten diese jedoch freilich leisten.

Oelmüllers Vortrag stellte aus der Perspektive der *negativen Theologie* enzyklopädisch zusammen, wie man in den drei monotheistischen Religionen gemeinsamen Geistesgeschichte versuchte, sich der Unähnlichkeit Gottes anzunähern. Am Schluß stand die Kritik an der als neomythisch inkriminierten Begeisterung für Bilder, Symbole und Metaphern in der heutigen Theologie.

Hoeps ging es um den Aufweis, daß trotz der alttestamentlichen Kritik der Skulpturen christliche Künstler nicht nur Bilder produziert haben. Einmal abgesehen von der Verzierung der Kelche, anderer liturgischer Gefäße und dem Kirchbau als solchem, sei das vom Bilderverbot angeregte Spiel mit Innen und Außen, Verhüllen und Zeigen, vor allem für die Reliquiare konstitutiv – und lasse sich letztlich heute in den Skulpturen von *Richard Serra* wiederfinden.

Mehrfach kam man bei der Tagung auch auf das zentrale Problem religiöser Kunst heute zu sprechen: daß nämlich Bilder, Skulpturen und Kultgegenstände in den Museen, selbst in kirchlichen Schatzkammern, sowohl vom Publikum als auch von den Fachleuten in der Regel nur noch mit einem *abgeklärt-interessierten Blick* betrachtet, die kultischen und die liturgischen Funktionen hingegen vollständig ausgeblendet werden.

Gerade in der Mediengesellschaft ist das Bilderverbot notwendig

Kunst als „Ausdruck religiösen Lebens“ ernst zu nehmen, war deshalb dem systematischen Theologen *Alex Stock*, Leiter der Bildtheologischen Arbeitsstelle der Universität Köln, ein besonderes Anliegen. Er erinnerte an den Protest des orthodoxen Priesters und Kunsttheoretikers *Pavel Florenskij* gegen die Überführung von Ikonen in weltliche Museen der Sowjetunion, weil die weihrauchgeschwängerte Luft und der liturgische Kontext für die Bilderwelt der Ikonen von existentieller Bedeutung sei. Mit dem Untergang des Sozialismus in Osteuropa habe sich die Lage keinesfalls gebessert. Heute habe die Werbeindustrie mit ihrer flimmernden Reklame den Sieg davongetragen. Selbst die Kirche stelle sich nicht entschieden genug auf die Seite der „echten“ Kunst und gerate in den „Sog der Musealisierung“, der für eine ausschließlich distanzierte Betrachtung der Bilder ohne Gesten der Verehrung verantwortlich sei.

Schon mit dem Eröffnungsvortrag war *Hans Belting*, Professor für Kunstwissenschaft an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, aus seiner Rolle als geladener Kritiker von Theologie und Kirche ausgesichert und hatte vehement darauf hingewiesen, daß auch und gerade die Kirchen in diesem Punkt gefordert seien, Medienpolitik zu betreiben. Selbst in den Museen gehe es heute mehr um Kunstevents als um die Bilder. Angesichts der

Überfülle der Bilder in der heutigen Mediengesellschaft sei die Besinnung auf das Bilderverbot überlebensnotwendig und eine gewisse Form der Askesse unverzichtbar.

Zwar erklärte *Belting* die Hoffnungen der Nachkriegszeit auf eine „kirchliche Kunst“ für gescheitert. Ausdrücklich distanzierte er sich aber von der Forderung „Gott ist tot – es lebe die Kunst“, weil auch bei aller scheinbaren Abwesenheit des Absoluten der Verweis auf den *deus absconditus* möglich sei. Diese Tiefendimension der Bilder ist ihm zufolge jedoch im Zeitalter der neuen Medien durch die Möglichkeiten *perfekter Simulation* gefährdet. Das wieder in Erinnerung zu rufende zweite Gebot müsse deshalb, um sich nicht von trügerischen Bildern blenden zu lassen, lauten: „Erschaffe keine virtuelle

Welt! Ersetze die Welt nicht! Nimm die Welt an!“ Die Aufgabe der Kirche sei es, in diesem Zusammenhang, die Unsichtbarkeit und die Nicht-Darstellbarkeit als Wert an sich zu propagieren sowie zu verteidigen und Widerstand gegen die Idolatrie in den neuen Medien zu leisten.

Unmittelbar stellt sich in diesem Kontext die Frage, ob die Menschen den Unterschied von Bild und Realität – in der Regel – verstehen oder eben nicht. Schon in der Patristik wurde über diese Frage im Zusammenhang mit dem Bilderverbot gestritten. Diesem Streit sollte man auch heute nicht ausweichen: Denn nur das rechte Verhältnis zum Bild, darin waren sich auf dem Symposium Bilderskeptiker und Bilderfreunde einig, erhält dem christlichen Glauben auch seine Sprachfähigkeit. S. O.

Schweiz: Neue Bischöfe und alte Schwierigkeiten

Mit der Mitte März erfolgten Ernennung von Bernard Genoud, Regens des Priesterseminars des Bistums Lausanne, Genf und Freiburg, zum Diözesanbischof sind nicht nur alle Schweizer Bistümer wieder regulär besetzt. Die Bischofskonferenz selber ist in bezug auf das Amtsalter ihrer Mitglieder verjüngt worden.

Die amtsältesten Bischöfe der Schweiz sind die drei mit den kleinsten Bistümern: Bischof *Ivo Fürer*, im Juni 1995 geweiht, steht dem Bistum St. Gallen vor, das den gleichnamigen Kanton umfaßt und zu dem die Apostolische Administration der Kantone Appenzell gehört. Bischof *Norbert Brunner*, ebenfalls im Juni 1995 geweiht, leitet das Bistum Sitten, das den zweisprachigen Kanton Wallis sowie den Bezirk Aigle im französischsprachigen Kanton Waadt einschließt. Bischof *Giuseppe Torti*, im September 1995 geweiht, steht dem Bistum Lugano vor, das den italienischsprachigen Kanton Tessin umfaßt.

Bischof *Kurt Koch*, im Januar 1996 geweiht, leitet das große Bistum Basel, das einen französischsprachigen und neun deutschsprachige Kantone umfaßt. Bischof *Amédée Grab*, bis zu seiner Wahl und Ernennung zum Bischof von Chur im Juni 1998 Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, steht wie zuvor einem großen Bistum vor; denn zum Bistum Chur gehören sieben Kantone, darunter Graubünden mit romanisch-sprechenden Gebieten und italienisch-sprechenden Talschaften. Das Bistum Lausanne, Genf und Freiburg, dem *Bernard Genoud* vorstehen wird, ist das große Westschweizer Bis-